

Haiku

Mond über dem Dach
Milch in der Schale der Nacht
Wir werden nicht satt

Esther Röhr

A country named desire: „Amerika“ als Sehnsuchtsspur

“When day comes we step out of the shade,
aflame and unafraid
The new dawn blooms as we free it
For there is always light,
if only we’re brave enough to see it
If only we’re brave enough to be it.”¹

Ein sehnuchtsvoller Ton schwingt mit. Die Metaphern von Dämmerung und Licht klingen kräftigend und sind religiös grundiert: Licht, das wir sehen und sind.

Amanda Gorman schließt mit diesen Worten im Januar 2021 ihren Beitrag zur Amtseinführung von Joe Biden, dem 46. Präsidenten der USA. „The hill we climb“ ist der Titel des Poems der zweiundzwanzigjährigen Afroamerikanerin, zeitlich dicht an der Erstürmung des Kapitols durch einen gewaltbereiten rechtsradikalen Mob am 6. Januar 2021 entstanden. Bei Gorman klingt eine universal und integrierend wirkende Sehnsucht an, die wie ein Kontrapunkt zum Mantra „America first!“ wirkt, das in der Präsidentschaft Donald Trumps Populismus und Spaltung Vorschub geleistet hatte.

Das Gedicht wirkt in diesem Kontext, als ob eine bisherige Konstante erneut Tiefenschärfe gewinnt: „Amerika“ – das steht für sehnüchti ge Weite und unbegrenzte Möglichkeiten, für Optimismus und Schaffenskraft, mit der jedes Individuum es vom „Tellerwäscher zum Millionär“ schaffen kann.

Bemerkenswert in meinen Augen ist, dass dieser Sehnsucht ein gesellschaftliches Aufstiegsversprechen innewohnt und sie gleichzeitig stärker utopisch-religiös geprägt ist als wir das in Europa kennen. Sie wirkt trotz einer strikten Trennung von Kirche und Staat in einer unmittelbaren Mischung aus Religion und Politik. Sie transzendierte die Alltagsrealität und wirkte ungebunden von Lehren und religiösen Organisationsformen.

- harte Schnitte -

Trotz ihres transzenderenden Potenzials bleibt für mich zutiefst fraglich, wie diese Sehnsucht in einem gespaltenen und verwundeten Land noch heilend oder wenigstens einend wirkt: Die Kontraste zwischen Sehnsucht und enttäuschter Realität bleiben groß. Extrem harte Schnitte liegen zwischen Sehnsuchs- und Realitätszonen.

In seiner frühen Schrift „Hautnah Amerika“² komponiert G. Marcel 1977 mit harten Schnitten „profane und religiöse Erfahrungen“, die freilich noch mehr von einem Nebeneinander als von einem Gegeneinander geprägt sind. Die Schrift basiert auf den Begegnungen eines Studienjahrs mit Lehraufträgen am New Yorker Union Theological Seminary und trägt Momentaufnahmen der siebziger Jahre zusammen. Ihre Spannbreite reicht vom kosmopolitischen New York der Ostküste bis zur esoterisch-therapeutisch-spirituellen Kommune in Esalen an der Westküste. Sie reicht von Beobachtungen zu schwarzer Befreiungstheologie bis zum positiven Denken Norman Vincent Peals. Das Büchlein ist eine Sammlung von faszinierenden Beobachtungen und Szenen: Konkretionen und Spuren einer Sehnsucht, die ein Land prägt.

Neben den späteren Kontakten in die buddhistisch-asiatische Welt zählen auch die frühen Kontakte zu den weitenden Konstanten in G. Marcel Martins theologischem Werk: begegnungs- und erfahrungsorientiert. Kritisch-diskursiv. Hermeneutisch fundiert. Globale und interkontinentale Resonanz- und Sehnsuchtsräume öffnend.

Bei der Re-Lektüre des Büchleins aus den Siebzigern ist in meinen Augen eindrücklich, wie zeitgebunden und gleichzeitig konstant sich – fast kontraktisch – eine „Sehnsuchtsppur“ über die Erfahrungen mit und in „Amerika“ legt, harte Schnitte zu den Rückschlägen und Enttäuschungen inklusive.

„Amerika“ – das ist (und bleibt?) eine Fundgrube für kollektive und individuelle, für religiöse und politische Sehnsüchte und Experimente. Der Traum „Amerika“ scheint in ihnen noch lange nicht ausgeträumt.

Unverbunden daneben eine unfassbar schroffe Gewalt durch Waffen, ein Festhalten an der Todesstrafe, ein tiefsitzender Rassismus, eine extrem auseinander klaffende Schere zwischen Arm und Reich sowie eine spaltende Ideologisierung politischer Positionen. Harte Schnitte zwischen

Traum und „broken dream“. Das „Trauma Amerika“ ist (zumindest aus europäischer Perspektive) oft nicht weit vom Traum entfernt.

„Allen, denen Amerika Traum und Trauma ist“ hat G. Marcel Martin seine frühe Schrift gewidmet. Zu denen gehöre auch ich – und deshalb bringe ich hier Erfahrungen zu „Amerika“ mit Martins gegenwärtigem Forschungsschwerpunkt bei Emmanuel Lévinas in Verbindung. Hilfreich scheint mir dabei die zentrale Unterscheidung von Sehnsucht und Begehrten im Gegenüber zu Bedürfnis zu sein.³ Lévinas arbeitet als Proprium von Sehnsucht ihre (spirituelle) Unstillbarkeit heraus. Dagegen können Bedürfnisse (materiell) befriedigt werden. Diese Grundunterscheidung möchte ich hier in Beziehung bringen mit zentralen Motiven „Amerikas“.

– Sehnsucht und Bedürfnis –

Schon in der Gründungserzählung der USA liegt ja im Vergleich zu europäischen Traditionen eine stark biblisch begründete Sehnsuchtsspur. Als im 17. Jahrhundert religiöse, wirtschaftliche und politische Erfahrungsräume im britischen und kontinentalen Europa „eng“ wurden, setzte eine Auswanderungsbewegung mit einem erheblichen Erwählungs- und Sendungsbewusstsein ein. Die Pilgrim Fathers, die 1620 an der Westküste ankamen, hatten sich von der Church of England losgesagt und waren radikale Separatisten und Kongregationalisten.

Unabhängigkeit vor Regulierung – mit diesem Freiheitsmotiv wurde ein Kontinent in Besitz genommen. Und dabei ist die in ihm liegende Sehnsuchtsspur schnell zu einem „Bedürfnis“ geronnen: In der Annahme einer Analogie zum „gelobten Land“, in das Gott einst die Israeliten aus der Sklaverei geführt hatte, wurde das Land kulturell und religiös enteignet. Es hat lange gedauert, bis in der Besiedlungsgeschichte des nordamerikanischen Kontinents auch eine Schuldgeschichte erkannt wurde.

Auch noch in und nach kritischer Aufarbeitung ist das Muster wirksam geblieben: Sehnsucht verkümmert zu einem Bedürfnis. Und im Bedürfnis entsteht schnell ein geschlossenes System. Zwar gilt dieses Muster wohl für alle religiös und utopisch motivierten Sehnsüchte – und doch scheint es mir auf dem nordamerikanischen Kontinent stärker ausgeprägt als im europäischen Kontext.

Amerikaner*innen scheinen einerseits näher dran – an einer spirituellen Sehnsucht, die zu unmittelbarer Umsetzung und Übung drängt: im spontanen Gebet, in der spirituellen Massage oder im ekstatischen Gesang in einer schwarzen Gemeinde. Die ungebundene und unreglementierte Religion fällt europäischen Besucher*innen immer wieder auf.

Andererseits erschrecken ‚wir‘, wie schnell Sehnsucht gestillt und erfüllt scheint. Die Offenheit der Sehnsucht weicht dem unkritischen Bedürfnis nach (religiöser) Affirmation, der dann auch die ‚Benutzung‘ der Bibel dient. Die im (deutschen) Protestantismus womöglich überbetonte kritische Reflexion ist der blinde Fleck religiöser Unmittelbarkeit und Vitalität in Amerika.

Im Rückblick auf 300 Jahre Besiedlungsgeschichte zeigt sich, wie schnell der Weg von der Sehnsucht zum Bedürfnis die Perspektiven der anderen übergeht: Weiße Siedler mit einer Freiheitssehnsucht haben letztlich den Indigenen das Land weggenommen und sie kolonialisiert. Landnahme in Gottes Namen. Der Wohlstand wurde auf Kosten der schwarzen Sklaven in den Südstaaten generiert. Erwählungsethos auf Kosten von Gerechtigkeit.

Religion mutiert(e) auf diesem Weg immer wieder zur Zivilreligion, zu einer Gesetzlichkeit, zu einem ethischen Rigorismus oder zu Prüderie.

– Unstillbarkeit der Sehnsucht –

Auffällig, wenn ich also das Motiv „Amerika“ neben die Lévinassche Unterscheidung von Sehnsucht und Bedürfnis lege: Aus der Sehnsucht kann sich ein Hang zur Bedürfnisbefriedigung (und später ein vermeintliches Recht darauf) entwickeln. Das geschieht (nicht nur in Amerika), wenn die Unstillbarkeit der Sehnsucht aufgegeben ist und sich exklusive gesellschaftliche und religiöse Bedürfnisse entwickeln.

Dann zeigt sich eine Enge der Perspektive, der eine weitere Grunddimension Lévinasscher Philosophie fehlt: das Korrektiv vom anderen her. Von dort gedacht gilt: Immer, wenn es gelingt, auch das gesellschaftliche Leben vom anderen her zu deuten und ethisch auszurichten, ist eine Verabsolutierung der eigenen Position schwieriger. Das „Antlitz des Anderen“ bewahrt vor totalitären Vorstellungen und einer Verengung der eigenen Perspektive. Es ist das Movens der Begegnung, das Offenheit und Irritation garantiert – und das zur Unstillbarkeit der Sehnsucht zurückführen kann. Denn die Andersheit des Anderen stört das stillbare eigene

Bedürfnis. Der Andere bleibt Fremder. Die Anderen entziehen sich der Tendenz, zu Objekten meiner Gedanken und Sichtweisen zu werden, weil sie Subjekte sind. Deshalb ermöglicht die Offenheit der Begegnung mit dem Anderen eine Transzendierung meiner eigenen Begrenzung und einen Bezug zur Unstillbarkeit der Sehnsucht. Kein Wunder, dass der Andere/Fremde religionsgeschichtlich und biblisch auch für die Epiphanie Gottes steht!

In dieser Linie liegt ja auch das Titelmotiv in G. Marcel Martins Schrift „Hautnah Amerika“: Hautnahe Begegnungen setzen einen Anderen in einer Bereitschaft zur Berührung voraus. Solche Begegnungen können sich freilich auch in Träumen inszenieren. Da entstehen bei G. Marcel Martin spannungsreiche Polaritäten⁴:

„Im Traum soll ich einen Preußen spielen, der mit einem Indianer einen Vertrag schließen soll über Grenzen und Handel. [...] Archetypen, die uns prägen, zwischen denen wir leben, die uns in Atem halten, in deren Spannungsfeld wir uns frei bewegen können. Tanzen.“⁵

Tanzende Bewegung in einem Spannungsfeld. Sehnsüchtiges Ausstrecken ohne Erstarrung im erfüllbaren Bedürfnis. Diese Qualität ist in der Spur „Amerika“ kräftiger angelegt als diesseits des Atlantiks.

„Europa sieht völlig besiedelt aus, aufgeteilt, fertig, sauber, geordnete und historische Verhältnisse. Nicht das Wild-Kreative, Noch-nicht-Fertige Amerikas, das keine deutlichen Spuren kennt vom katholischen Mittelalter. [...] Kein Raum, wohinein Dinge zerfließen könnten. Jedes kleinste Straßenloch ist mit einem Teerfleckchen zugeschmiert, und tausend Schilder verweisen auf tausend andere. Das ganze Land ist eine gute Stube.“⁶

Während in Europa in meinen Augen nach wie vor die Regularien „einer guten Stube“ erkennbar bleiben, frage ich mich, wie die Sehnsuchtsspur von „Amerika“ im nordamerikanischen Kontext zugänglich bleibt:

Einerseits womöglich gerade durch die harten Schnitte zu einer bitteren konterkarierenden Realität. Aber auch durch das Aufleuchten von Sehnsucht wie sie in Amanda Gormans Gedicht zum Ausdruck kommt. Eine unstillbare Sehnsucht nach Gerechtigkeit ist – gerade nach dem Ende der großen Narrative – nicht die schlechteste Quelle von gesellschaftlicher Transformation und spiritueller Transzendenz. Daher meine ich: „A country named desire“ ist auffindbar in den Motiven rund um „Amerika“.

Peter Annweiler

- ¹ Gorman, A. (2021): The hill we climb, Hamburg: Hoffmann und Campe, 48.
- ² Martin, G. M. (1977): Hautnah Amerika, München: Kaiser.
- ³ Lévinas, E. (³1998) Die Spur des Anderen, Freiburg/München: Alber, 201.
- ⁴ Die Bezeichnung für die indigenen Amerikaner*innen ist heute nicht mehr korrekt. Dennoch wähle ich dieses Zitat, weil es die Begegnungsdimension vom Anderen her zeigt.
- ⁵ Martin, G. M. (1977): Hautnah Amerika, a. a. O., 74.
- ⁶ Ebd., 91.

Schulbesuch

Ich kann mich gerade nicht daran erinnern, vor welchem Termin ich noch etwas Zeit zu verbringen hatte. Auf dem Weg dorthin fuhr ich an der Schule vorbei, in die ich vor fast fünfzig Jahren an einem ebensolchen freundlichen Augusttag eingeschult worden war. Einer Regung folgend hielt ich an, überquerte die Straße, betrat den Schulhof wie vor all diesen Jahrzehnten und setzte mich auf eine Bank vor dem Gebäudetrakt, in dem sich das Klassenzimmer meiner letzten beiden Schuljahre befand. Noch waren Ferien und Gebäude, Hof und Anlagen in einer unnatürlichen Ruhe versunken. Viele Veränderungen stellte ich fest. Das gesamte Gelände war neu gestaltet (wie oft schon in all diesen Jahren?). Das Hausmeisterhaus war einem kreisförmigen Anbau gewichen, auf dem Gelände der ehemaligen Baracken der Grundschulklassen standen jetzt doppelstöckige, gemauerte Schulgebäude, die Turnhalle war offenbar einer Totalsanierung unterzogen worden. Vieles hatte sich deutlich verändert. Der Kern allerdings, die drei durch überdachte, offene Gänge im Erdgeschoss verbundenen Hauptgebäuderiegel, war deutlich zu erkennen. Ich sah mich die Treppen hinaufsteigen, den Klassenraum betreten und konnte den Platz meines Tisches mit Hilfe der unveränderten Fensterlage von unten genau bestimmen.

An die sechs Jahre, die ich zwischen meinem zehnten und sechzehnten Lebensjahr in dieser sogenannten Realschule verbrachte, habe ich nach herkömmlichem Verständnis überwiegend schlechte bis sehr schlechte Erinnerungen. Nichts habe ich in diesen sechs Jahren in diesen Gebäuden mit Enthusiasmus, uneingeschränkter Freude oder gar Leidenschaft getan.

Warum drängt es mich an diesen Ort, warum sitze ich hier auf dieser Bank und überlasse mich für einige Minuten diesem Schulgebäude, diesem Schulhof, diesem Ort?

Zunächst einmal hat mich schon seit jeher alles fasziniert, dessen Bestand ganz offenbar dem Empfinden eines pausenlosen und schnellen Vergehens meines eigenen Daseins etwas entgegenzusetzen hat. Gebäude, insbesondere alte Gebäude, waren und sind Zeugen einer mich be-

ruhigenden Verlangsamung der Vergänglichkeit, und ich hege das größte Verständnis für Menschen, die gottgleich (Bau-) „Werke“ für die Ewigkeit herstellen möchten, und wenn es mir hin und wieder gelingt, die verfaulten Stellen meiner protestantischen Bescheidenheit zu ignorieren, stelle ich fest, dass ich genau das auch will.

Mit diesem Schulgebäude verbunden sind meine Erinnerungen. Die Mauern sind dieselben wie die, die schon zu der Zeit, auf die sich meine Erinnerungen beziehen, dort standen. Und so, wie diese Mauern und das Gebäude jetzt vor mir stehen, stellen sich auch die Bilder und Zustände wieder vor mich, die unabdingbar mit diesen Mauern und dem Gebäude verbunden sind. Diese Bilder und Zustände waren es, die zu meiner Schulzeit ein Handeln, ein Machen nach vorne ermöglichten, das jetzt, auf dieser Bank sitzend, der Vergangenheit, aber nicht der Vergänglichkeit anheimgestellt ist. Der Vergänglichkeit entgegen stellt sich das jetzt bestehende Gebäude, als Ort meines Daseins in der Vergangenheit.

Natürlich wissen wir, dass letztlich alles der Vergänglichkeit anheimgestellt sein wird, so auch dieses Gebäude. Das Problem, das sich meiner Wahrnehmung stellt, ist die Tatsache, dass der Vergänglichkeitsverlauf offenbar nicht an das chronologische Zeitschema von Vergangenheit als das Gewesene, Gegenwart als das Anwesende und Zukunft als das kommend Anwesende gebunden ist.

Auf der Bank vor der Schule sitzend, mich erinnernd, stellt sich das scheinbar schon Vergangene als Anwesendes vor mich und verursacht im nächsten Augenblick meine unmittelbare Zukunft als gegenwärtige Erinnerung.

Vergänglichkeit ist in diesem Sinne ein Umwandlungsprozess, der auch ohne einen menschlichen Willen unablässig geschieht. Der Versuch, diesen Prozess willentlich zu beeinflussen, ist Gestaltung.

Um uns vor Nässe und Kälte zu schützen, bauen wir ein Haus. Das Haus ist bezogen auf Nässe und Kälte nichts Anderes als die von uns selbst gestaltete Erinnerung an trockene und warme Verhältnisse, während wir Kälte und Regen erfahren. Das Haus setzt die Wirklichkeit, die Nässe und Kälte auf uns haben, aus. Wir erfahren die Anwesenheit eines trockenen und warmen Drinnen bei gleichzeitiger Anwesenheit eines nassen und kühlen Draußen. Die Chronologie Nass/Kalt und Warm/Trocken hat sich in zwei gleichzeitig anwesende Räume verwandelt, Draußen und Drinnen.